

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 34 (1930-1931)
Heft: 21

Artikel: Robert Schumann
Autor: Georgi, Stephan
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-672266>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

des Zürcher Stempelschneiders Stapfer. Es ist dort ein freischwebendes Kreuz mit langen Schenkeln, von Engeln getragen, inmitten der Standeswappen: als Zeichen der offiziellen Eidgenossenschaft und Patin des französischen Königstochterleins (1547).

Um 1662 wurden durch die eidgenössische Heeresordnung (das Defensionale) die Standesfahnen mit dem durchgehenden weißen Kreuz inmitten der Flammen in den Standesfarben eingeführt. Schließlich ist das freischwebende, gleichschenkelige weiße Kreuz im roten Feld 1815 zum Wappen und Siegelzeichen der neuen Eidgenossenschaft erklärt worden. Seit fast sechs Jahrhunderten hat jenes schöne Kreuz existiert, ohne Reglemente, ohne Vorschriften über die Größenverhältnisse, hundert und hundertmal anders und immer klar in die Ferne wirkend.

Als aber die neue Eidgenossenschaft durch die schweren Gefahren des Sonderbundskrieges und der Verfassungskämpfe in ruhigere Zeiten hinübergerettet war und das Zeitalter des Materialismus, der Technik und der Erfindungen anbrach, da war das altehrwürdige Heldenkreuz nicht mehr gut genug. Es mußte in eine Gesetzesformel gezwängt werden. Die künstlerische Freiheit in der Gestaltung und Verwendung des alten Kreuzes, das man 1889 als „Reisläuferkreuz“ in Acht und Bann tat, läßt sich aber keine Fesseln auferlegen. Nicht einmal durch Bundesbeschlüsse. Es ist erfreulich, daß heute das alte Wappenzeichen immer mehr wieder zur Geltung kommt: das historisch wahre, das heraldisch schöne Kreuz der Eidgenossen, das unsern Ahnen in Glück und Unglück, in Größe und Niedergang treulich vorangeleuchtet hat.

Robert Schumann.

Vier symphonische Sätze von Stephan Georgi. — Zum 75. Todestag (29. Juli).

Das Allegro! Das war wieder einmal ein großer Tag für die musikliebenden Leipziger von anno Biedermeyer gewesen! Felix Mendelssohn, der neue Gewandhausdirigent, hatte ein Konzert gegeben, das den hellbegeisterten Hörern gründlich in die Glieder gefahren war.

Ganz zum Schluß, als sich die debattierende Menge schon verlaufen hatte, verließ einer mit so leisen, behutsamen Schritten den Konzertsaal, als fürchtete er, die ihn noch immer umschwebenden Melodien mit einem einzigen lauten Schritt zu zerstören. Ein volles, weiches Gesicht hatte er, in dem ein Paar Augen zurzeit wieder einmal schwärmerisch vor sich hinblickten; die rechte Hand schlug den Takt zu den leise gesummt Melodien, und so kam es, daß der schräg über die Schulter geworfene Mantel allmählich im Staube zu schleifen begann.

Aber das merkte der Musikus, Davidsbündler und Redakteur der „Neuen Zeitschrift für Musik“ Robert Schumann nicht. Nur schnell nach Hause, ehe die Tinte im Federkiel trocknet! Hei, das war etwas für die Davidsbündler, die heldenmütig für fortschrittliche Musik kämpften! Das war etwas für Florestan und Eusebius! So nämlich nannte Schumann die beiden Seelen in seiner Brust. Florestan war der Wilde, Kämpfende, Aufbegehrende; Eusebius aber war der weiche, schwärmende Romantiker.

Zehn Minuten später saß Schumann, eine dicke, schwarze Zigarre im Mundwinkel, an seinem Schreibtisch, über dem das Bild seines geliebten Jean Paul hing, und schrieb eine neidlos begeisterte Hymne über Felix Mendelssohn.

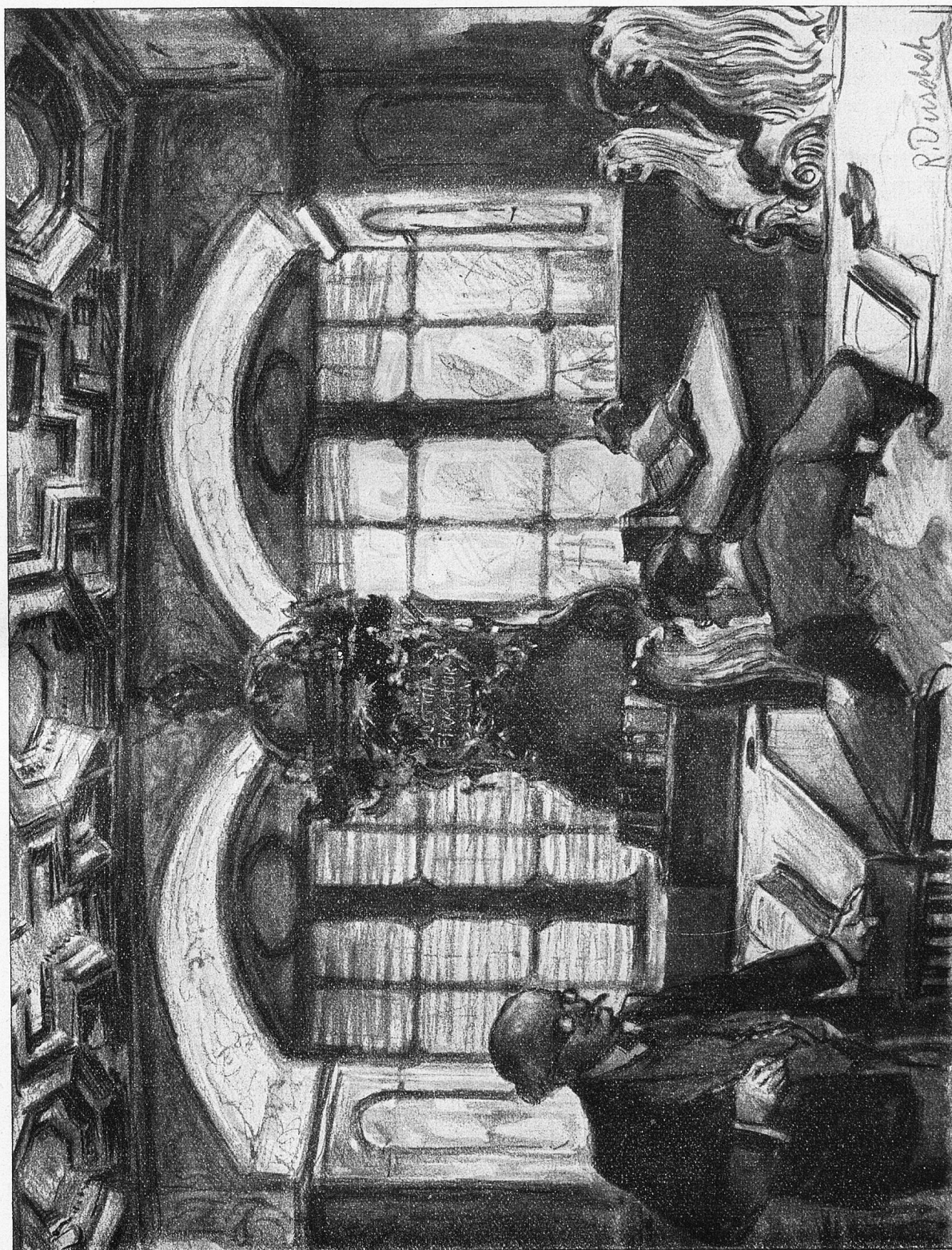
Endlich, nachdem er auch noch die ersten nach Leipzig gelangten Kompositionen eines noch Unbekannten namens Francois Frédéric Chopin lobend gewürdigt hatte, warf er die Feder beiseite. Sein Kopf schmerzte. Zu viel an Arbeit und seelisch Aufregendem war in letzter Zeit auf ihn eingestürzt. Die Zeitschrift, sein eigenes Wollen und Wagen, sein künstlerisches Schaffen — und dann das qualvolle Hangen und Bangen um die Geliebte.

Es trieb ihn hinaus. Spät in der Nacht blieb er vor einem Hause, unweit seiner Wohnung, stehen. Es lag in tiefem Dunkel.

„Alara!“ flüsterte er, „Chiara!“

Und das flüsterte er auch noch, als er zu Hause die Tasten seines Flügels anschlug. Alara! Chiara! sangen die Sopranstimmen unter seiner rechten Hand. Aber die linke vergaß nicht, der Bässe dumpfes Murren ertönen zu lassen.

Das Andante! An einem Frühjahrsmorgen des Jahres 1838 trat aus der Hinterpforte des Hauses, das dem bekannten Leipziger Klavierpädagogen Friedrich Wieck gehörte, ein neunzehnjähriges Mädchen. Große, dunkle



Zeichnung von Richard Dusek.

Der kleine Ratssaal (Gerichtssaal) im Rathaus zu Schwyz.

Augen lagen in einem seltsam zarten, blassen Gesicht, das von schwarzem, korrekt gescheitstem Haar gekrönt wurde.

„Chiara!“ klang es von des wartenden Schumann Lippen, und er streckte seiner Alara Wieck, der weit über die Grenzen deutscher Gaue hinaus berühmten Pianistin, beide Hände entgegen. Dann hingen Lippen an Lippen.

Eine Drossel sang. Aber das Öffnen einer Tür erklang nach einer Weile so laut, daß der Vogel jäh in seinem Gesange verstummte.

Friedrich Wieck, dessen lange, spitze Nase aus einem zorngeröteten Gesicht hervorstach, kam hinzu und sah Schumann giftig an.

„Habe ich es Ihnen nun noch nicht oft und deutlich genug zu verstehen gegeben, daß Sie im Bereiche meines Hauses nichts mehr zu suchen haben?“ schnarrte er und führte seine Tochter unwirsch mit fort. „Aufdringlicher Mensch! Habenichts! Verpfuschte Karriere! Habe ich mir deshalb so viel Mühe mit dir gegeben?“ hörte Schumann noch, dann schlug die Tür zu. —

Eingehüllt in dicke Rauchwolken, saß Schumann an den nächsten Tagen bis spät in die Nacht hinein an seinem Flügel und komponierte sein „Kreisleriana“. Die Nachbarn zeterten. Wenn dieser vertrackte Musikus wenigstens noch gangbare, erbauliche Lieder gespielt hätte! Wie „Es ist bestimmt in Gottes Rat“, „In Myrtills zerfallener Hütte“ oder das Lied vom Jungfernfrenz und der veilschenblauen Seide, das bereits alle Späßen von den Dächern pfiffen; aber an diesem besessenen Geflimper konnte sich ein braver Bürger weder erbauen noch erfreuen.

Des zipfelmütigen Bürgers erbauliche Lieder konnte Schumann freilich nicht spielen, wenn er an den wunderlichen Fragenschneider E. Th. M. Hoffmann, an den verrückten Kapellmeister Kreisler und an den Rater Murr dachte. So trefflich er auch diese bizarren Gestalten in seinen Tönen charakterisierte, er konnte nicht verhindern, daß immer wieder ein Stück von seiner eigenen, übertollen Seele mit in die Melodien hineinkam. Florestan begehrte trotzig auf, verbrüdete sich mit überstürzend dahinstürmenden Synkopenketten und schnitt mit E. Th. M. Hoffmann Fragen; Eusebius begann phantastisch zu schwärmen, doch seine sonst so bunte Romantik wurde oft zu dumpfen Träumen, zu resigniertem Flüstern.

Kreisleriana. Hinter allen diesen wunderbar überspannten Kreaturen tauchte immer wieder

ein anderes Bild auf: Alaras! Chiara's! — —

Das Scherz o! Die Herbstsonne des Jahres 1840 versteckte sich beschämt, als sie das mild-verklärte Leuchten auf den Gesichtern Robert Schumanns und Alara Wiecks sah, die nach eben stattgefundener Trauung die Kirche verließen. Nun waren sie trotz aller Intrigen, trotz väterlichen Protestes für immer vereint.

Neues Hoffen, Wollen und Wagen hub an.

Alaras Ruhmessonne stand noch immer im Zenith; viele Gastspielreisen gab es, auf denen er sie begleitete. Und dazwischen schuf auch er. Komponierte Lieder, immer wieder Lieder. In seiner köstlichen Schale der Musik fing Robert Schumann die mondlichtfarbigen Tropfen der Romantik auf, die um diese Zeit wie ein Sprühregen durch die Länder ging.

Bis abermals dunkle Wolken am Horizont heraufzogen.

Die eigentümlich nagenden Kopfschmerzen, deren geringe Anfänge Schumann schon früher wahrgenommen hatte, traten heftiger und häufiger auf und verbanden sich mit einer immer mehr zunehmenden Gemütskrankheit.

Nach Dresden waren sie übersiedelt. Dort war Robert an einigen Tagen der Woche am Stammtische in der „Alten Post“ anzutreffen, wo neben Ferdinand Hiller, Berthold Auerbach, Bendemann, Reinick und Rietschel auch Richard Wagner, der große Neue, saß. Während Schumann, seine schwarze Zigarre rauchend und sein Bier trinkend, schweigend und zuweilen recht abwesend am Tische saß, war Wagners spitzes Kinn ununterbrochen zum Sprechen in Bewegung. Trennte man sich dann spät am Abend, so pflegte Wagner zu sagen: „Er ist ja ein hochbegabter Musiker, der Schumann, aber in seiner Stummheit ein unmöglicher Mensch; man kann doch nicht immer allein reden.“ Schumann hingegen äußerte sich: „Ein geistreicher Kerl voll toller Einfälle, der Wagner, aber sein unaufhörliches Sprechen kann man auf die Dauer nicht aushalten.“

Mit Alara von einer Konzertreise zurückgekehrt, die bis nach Petersburg geführt hatte, artete Schumanns Krankheit in ein heftiges Nervenleiden aus, von dem er sich nur langsam erholte. Duster und verschlossen war er geworden.

Aus dieser Stimmung heraus ergriff er Byrons „Manfred“ zur Vertonung. Das lyrische Sichversenken in die düsteren Seelentiefen, in die Schwermut Manfreds wurde für ihn wie-

derum ein Untertauchen in die eigene angstvoll zerrissene Seele, aus der sich wie ein Hilferuf vor etwas, das er drohend herannahen fühlte, die Ansprache an Astarte hervorrang: Gerufen hab' ich dich aus dunkler Nacht!

Das Finale! An einem regnerischen Februartage des Jahres 1854 saß der Düsseldorfer Konzertdirektor Robert Schumann, der seines sich immer mehr verschlimmernden Leidens wegen schon nach kurzer Zeit den Dirigentenstab hatte niederlegen müssen, an seinem Arbeitstische und durchwühlte, nach irgend „etwas“ suchend, tastend, die Werke Hölberlins und Lenaus. Durch seine Lippen drang ein hastiger Atem, und seine Augen blickten in starrem, fiebernden Glanze auf die aufgeschlagenen Seiten. Quälende Schrecknisse hämmerten in seiner Brust, und die unsagbare Angst vor dem Kommenden, nicht Abzumendenden würgte in seiner Kehle. Dumpf, monoton bohrte es in seinen Schläfen. Er biß die Zähne zusammen, schob die Bücher beiseite und setzte sich mit den sechs von ihm vertonten Lenauliedern an den Flügel. Leise begann er zu spielen; Blatt für Blatt. Als letztes, siebentes, fiel ihm das Requiem in die Hände, das er damals geschrieben hatte, als er die Nachricht vom Tode des dem Wahnsinn verfallenen Dichters erhielt. Wie eine ekle Spinne warf er das Blatt mit den Fingerspitzen fort.

Nur nicht denken! Nicht denken! Laut, alles übertönend, begann er auf dem Flügel irgend etwas darauflos zu spielen. Wirre Phantasien sprudelten aus dem Instrument hervor, erfüllten das Zimmer mit imaginären Gestalten. Sahen dem Spielenden nicht die unheimlichen

Fragengestalten E. Th. A. Hoffmanns über die Schulter? Sprang ihm nicht der Vater Murr fauchend auf den Rücken? Wer geigte da A? Immer wieder A? Heiho, der Ritter Paganini war es! Mit Augen aus glühenden Kohlen! Und seine Geige! Nein, die gehörte ja Eichendorffs lustigem Taugenichts, der dort durchs Fenster kam. Gestalten krochen heraus aus der Geige, wurden größer, immer größer; Dämonen mit riesigen Krallenfingern, die nach des Spielenden Kopfe griffen. Und dieses schneidende Zirpen der Zikaden dazwischen! Immer die gleiche Melodie, dieselben sechs Töne. War es nicht das Tropfenmotiv aus Mendelssohns Fingalshöhlenmusik? Tropfen, immer wieder Tropfen rannen herab. Krallenhändige und feuerzüngige Dämonen fingen sie auf und vereinten sie zu Bächen, reißenden Strömen, zu brausend niederstürzenden, gischt-schäumenden Wasserfällen, die gellend, rasend, kochend auf den Spielenden, Ertrinkenden einfielen...

Schumann sprang auf. Glanzleer waren seine Augen, und auf seinem fahlen Gesicht lag kalter Schweiß. Ohne Hut und Mantel schlich er leise, unbemerkt von Frau und Kindern, aus dem Hause.

Das Wasser des Rheines war es, aus dem kurze Zeit später einige Schiffer den Konzertdirektor Robert Schumann, noch lebend, herauszogen..., aber als Nachfolger Hölberlins und Lenaus.

In der Privatheilanstalt des Dr. Richards in Endenich bei Bonn hatte zwei Jahre später Florestan ausgekämpft und Eusebius ausgefungen.

Das Kind.

Die öde Vorstadt ging ich hinaus;
Da stand zu äußerst ein Lotterhaus,
Davor ein Frühlingswunder,
Ein blühender Solunder.

Hatte sich drunter ein Kind gesetzt
In einem Röcklein ganz zerseht;
Glückselig sein Lächeln grüßte —
Es sah nicht rings die Wüste.

Es sah nur oben das Blätterdach
Und die weißen Blüten hundertfach
Sich über sein Köpflein neigen,
Und ein Umsellied hing in den Zweigen.

Albert Fischli.

Ferien.

Ferien! Ein Zaubermot, dessen magische Kraft in allen durch lange, schwere Arbeit Gedrückten und Ermüdeten Empfindungen und Gefühle der Freiheit und Selbstherrlichkeit, des

Wohlbehagens, des Lebensgenußes, der Erlösung vom Alltag auslöst. Je mehr man unter dem Joch harter Arbeit seufzt, umso tiefer geht die Wirkung. Schon Wochen voraus studiert